

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 4

Artikel: Jürg Jenatsch : zum 25. Todestag C.F. Meyers 28. November 1923
Autor: Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JÜRIG JENATSCH

ZUM 25. TODESTAG C. F. MEYERS

28. November 1923

In dem ewig regen Getriebe der Neuwertungen von Dichterwerken scheint wohl für Conrad Ferdinand Meyer eine posthume Schicksalsstunde wieder nahe zu sein. Der ärgste Rückschlag seiner Geltung, das Buch F. F. Baumgartens, beginnt in seiner Wirkung zu erlahmen; das Gültige seiner Negationen hat man sich einverleibt. Diese waren zahlreich, und man ist an ihnen satt geworden. Die Kritik am Erzähler Meyer nahm mit besonderem Behagen den größten und ersten epischen Wurf unter das Skalpell und forderte gern, dass die höchstgesteigerte Formkunst und Durchseelung, wenn schon, in den Novellen *Pescara*, *Der Heilige* als Inbegriff zu bewundern sei. Und doch ließen sich viele ihre Vorzugsgefühle für den *Jürg Jenatsch* nicht rauben. Ihnen mag als Glaubensstütze das Wort eines Dichters willkommen sein, der wie keiner in unserer Gegenwart weiß, was es heißt: das verströmende vielgestaltige Leben in der Kunstform des Romans zu ewigem Leben prägend zu erhöhen. Es ist Jakob Wassermann, und seine Worte, niedergelegt im Oktoberheft der Zeitschrift *Die Literatur*, lauten folgendermaßen: «Bei aller Sprach- und Formenmacht, souveräner Bee Herrschung des Details und meisterlichem Bau, verlieren seine Novellen niemals die steinerne Starrheit und gläserne Durchsichtigkeit, die sie vollendet nachgeahmten Früchten traurig ähnlich machen. Nur bildet hiervon der *Jürg Jenatsch* eine große und bewundernswerte Ausnahme, in welchem außerordentlichen Werk erreicht ist, was historische Dichtung erreichen muss, wenn sie nicht zu einem Museumsdasein verdammt sein will, nämlich Monumentalität auf volkshafte mythischer Basis.»

Monumentalität — wir wollen den Begriff nicht pressen — ist in Meyers Roman erreicht, und der Dichter hat dem Leben veredelt zurückgegeben, was ihm dieses über Jahrhunderte hinweg bot: einen monumentalen Mannescharakter. Einen schweizerischen Diplomaten, dessen Fähigkeiten europäischen Zuschnitt hatten, dessen aktive Energie durch die enge Begrenzung ihrer heimatlichen Tummelfelder zurückgestaut wurde und ihren menschlichen Träger vernichtete. War es nicht schon eine dichterische Tat, Jenatsch zu entdecken, ihn erstmals zu sehen, wie wir ihn alle in Zukunft sehen müssen? Der volkshafte Mythos von Jenatsch war am Erlöschen, durch Meyer war er aufs Neue angefacht, und dass er als ewiges Licht weiterbrennt, beweist die Verpflichtung aller lebendigen Mythen der Dichtung gegenüber, nicht nur umgekehrt. Wieso wurde aber Jenatsch nicht so sehr mythisches Volksgut wie der Tell? Sind doch beide für die Nachwelt nur die menschlichen Werkzeuge unserer Freiheitsidee, ihre Taten Taten der Liebe zu dieser Idee. Berichtet nicht der humane Bürgermeister Heinrich Waser, den C. F. Meyer über den Julierpass zu seinem Freunde reisen lässt — Herzenswaser! ruft Jenatsch beim Wiedersehen — über den «schwer zu beurteilenden Charakter» des Jürg: « In *einem* Stück wenigstens überragt Georg Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe.

Wie ich ihn kenne, so strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.» Gut; diese Heimatliebe zugegeben, die ihm zu genialischeren Taten Triebkraft verlieh, als der Apfelschuss war: aber keine seiner Handlungen, die vom Blute diktiert, vom Geiste jedoch gelenkt werden, hat solchen nie ersterbenden Nachhall gefunden, wie der Tyrannenmord in der hohlen Gasse. Denn dieser Tyrannenmord war so schicksalsbewegend wie der Hieb durch den gordischen Knoten. Setzte sich mit diesem der Wille zu einem Weltreich durch, so schuf Tell dem Willen zum Staate der drei Länder eine Gasse. Seine Unternehmung gewinnt die Größe erst aus dem dauernden Bestehen der Eidgenossenschaft; wäre diese untergegangen, so hätten spätere Geschlechter den Freiheitskämpfer zum Revoluzzer erniedrigt und vergessen. Eine männlich rasche Tat, und sogleich ist der Erfolg sichtbar. Ein Mann aus dem Volk hat gehandelt, wie hundert Mutige an seiner Stelle gehandelt und es gekonnt hätten. Er ist so gar keine problematische Natur, so wenig Individuum, dass sein Wille und Walten jedem Schulkind bis ins letzte begreiflich vorkommt. Verwischt sind die eigensüchtigen Motive, die den Helden doch wohl ebenfalls spornten, denn nebenbei trat doch Tell auch als Privaträcher Gessler gegenüber.

Einen so natürlich einfachen Mythos konnte die Meteoritenlaufbahn Jenatschs nicht abgeben, obschon sich die Freiheits- und Heimatliebe bei ihm durch eine Unzahl von Taten und sogar eine merkliche Zahl von Untaten Jahrzehnte hindurch immer wieder bewies. Er erfüllt nicht die simple Forderung des Helden mit *einer* ebenso charakteristisch-erfolgreichen wie dekorativ verwertbaren Tat: sein ganzes Leben bezeugt ein Heldentum der geistgeborenen Tat. Denn die einfachen, naiven Urgebärden mit der Waffe führten zu nichts mehr; die Freiheit, das höchste Schicksal des Volkes, war zu seiner Epoche in die Hände derer gegeben, welche das Volk nicht mehr verstehen konnte: der Diplomaten. Und doch war er nicht allein Kabinettfuchs; in den großen Momenten führte Jenatsch persönlich das Volk und sein Heer, und indem dieses den Führer sah und spürte, begriff es ihn und seinen Willen, der aus der großen Gesamtheit in den befremdenden Einzelmenschen überströmte. An persönlicher Tapferkeit kann Jenatsch mit jedem Nationalhelden einen Vergleich aushalten; er war sich bewusst um was es ging. Meyer lässt ihn sagen: «Wer bei uns Politik treibt, setzt seinen Kopf ein. Das ist herkömmlich und landesüblich.» Das ist es eben, was ihn vielleicht tiefer charakterisiert, als die mutige Pointe des Satzes, das Wort «Politik treiben». Er wird von einem unheimlich rasenden Dämon zur Politik getrieben, um daraufhin sie zu treiben, von einer Vaterlandsliebe, die nichts von der herzlichen Innigkeit einer Liebe hat, sondern in sadistisch flackernder Flamme nach qualvoller Tat lechzt. Wäre Jenatsch in ein freies, glückliches Graubünden hineingeboren worden, er hätte mit aller Leidenschaft Konflikte geschaffen, um sein Leben an ihre Lösung verwenden und verschwenden zu können.

Wie sollte das Volk einen im Tiefsten nie formelhaft zu ergründenden Charakter lieben können? Einen Mann, der die Heiligkeit seiner Ziele unbefleckbar wähnt, der ohne tragische Geste, empfindungslos, noch mit dem

Herzen berechnend, sich die Schuld von Mord und Verrat in so gehäufter Maße auflädt, dass der Zehntel davon eine andere Seele in Vernichtung niedermalmte? Die jesuitische Zugespitztheit seiner Gedanken musste all denen bloße Verlogenheit bedeuten, die nie von einem Gedanken heimgesucht wurden, deren Gefährlichkeit jedoch zu fühlen ausgestattet waren. Schon über den jungen Pfarrer Jenatsch lief ein Pasquill von Hand zu Hand:

«Jenatsch das gottlos Maul,
Ärger als ein Fisch, der da faul,
Kommt erst jetzt aus der Haberpfann,¹⁾
Ist ein ehrlos verlogener Mann.»

Das Debüt in seiner Politik war ein Mord. Jrg Jenatsch war einer der Neunzehn, die Pompejus Planta auf Rietberg erschlugen, noch genauer: *er* hieb das Beil in den Schädel; die Genossen ließ er bloß den Leichnam verstümmeln. Die liebenswürdige Schar trug den Namen «die Gutherzigen» oder auch, ebenso zutraulich und mild, «die ehrsame Gesellschaft». Planta war für sie eben ein Verräter, da er mit Spanien in Verbindung stand. Die Sache der Patrioten geht schlecht, Jenatsch verzweifelt an ihr und verfügt sich auf die deutsche Hauptbühne des dreißigjährigen Krieges. Unter Mansfeld wird er Hauptmann; man munkelt, dass er ungefähr acht Duellgegner im Vorbeiweg rasch von hinnen sandte. Nach kaum einem Jahr ist er wieder zuhause; — ein bloßer Abenteurer hätte das Glück weiter verfolgt, wo es sich mit ihm einzulassen schien!

Nun beginnt das eigentliche «Politik treiben». Jenatsch spinnt Fäden an mit Venedig, mit Frankreich, um die rreicher und Spanier aus Bnden wegzuekeln. Er hat Erfolg, nein, es geht schlecht, er eilt nach Paris auf die Glckssuche — *a cercar fortuna*, sagt er —, bietet sich als Truppenführer an, es wird nichts daraus, in Venedig wird es besser sein: richtig, nach kurzem ist er dort Oberst. Mit den Venezianern hat er sich immer gut gestellt, und ihre Wertschätzung für seine Person ließ er sich in Pensionen ausdrücken. Aber wo hat er Freunde ohne Misstrauen! Man argwöhnte, dass er den Kaiserlichen mit den Augen zuzwinkere, und steckte ihn vorsichtshalber ein paar Monate unter die Bleidcher. Dortselbst versenkte er sich ins alte Testament; Randglossen darin bezeugten es.

Auch das währte bei ihm nicht lang: Er kehrte in die Heimat zurück, machte die Freude über die Erfolge des «edlen Herzogs» Rohan gegen Spanien-Österreich mit, ist selber einer der fähigsten Offiziere, die Schläge austeilen, sticht im Duell seinen Freund, den Oberst Ruinell nieder, erbittert sich über die schmählichen Bedingungen der Franzosen den Bndnern gegenüber, erkennt das Heil in der spanischen Hilfe, wird (der einstige reformierte Pfarrer!) katholisch, nachdem er sich bei den Kapuzinern von Rapperswil die nötigen dogmatischen Kenntnisse erworben, und zettelt behende mit Spanien an. Er war «unbeständig und kurios», so heisst es in einem zeitgenössischen Bericht. Kurios; — Herzog Rohan erfährt, was hinter seinem Rücken gesponnen wird, sagt es Jenatsch offenherzig und vertrauend, worauf dieser die Unschuld aufbringt, unbefangen zu behaupten

¹⁾ «Mueshafen» war die Bezeichnung des Stipendiums, Haberpfanne eine andere Version. Jenatsch war als Theologiestudent in Zürich Stipendiat.

und zu beweisen, das sei nämlich eine Intrige der Spanier . . . Er wird die Seele des « Kettenbundes », jener Geheimgesellschaft, die mit Frankreich endgültig brechen wollte. Eines Tages werden die Franzosen nach durchdachtem Plan eingeschlossen und aus dem Lande wegkomplimentiert. Jenatsch steht auf dem Gipfel, er wird Oberbefehlshaber und Gouverneur der Landschaft Chiavenna; er nennt sich « Direktor des spanischen Bündnisses », er ist Außenminister der drei Bünde; ohne seine Zustimmung wagt die Regierung keinen unprogrammäßigen Atemzug zu tun; er hat Macht, Macht! und ist auf der Akme des Lebens, dreiundvierzigjährig; schon nimmt er widerliche Diktatormanieren an, « Jenatsch hat angefangen mächtig insolent zu werden », plaudert ein Zeitbericht aus; er will alles, vermisst sich alles zu können; man liebt ihn nicht, man fürchtet ihn, ihm ist es schließlich auch recht so — da ermorden ihn in Chur Vermummte, nie Erkannte. Eine Schar Offiziere saß mit ihm, keiner rührte die Hand, ihn zu verteidigen. Er hat gegen den Volksgeist gesündigt, durch anonyme Werkzeuge desselben wird er gefällt.

Als er stirbt, ist das Volksempfinden größtenteils schon auf Seite des Todes. Der Mord wird nicht menschlich gewertet, sondern sogleich geschichtlich; gäbe es ein besseres Zeugnis für das lebendige Bewusstsein, was man an dem einzigen Einen verlor? « Ein nit viel erhörter Brutonischer und Walsteinischer casus », so schreibt am folgenden Tag der Historiker von Sprecher seinen Bericht über die finstere Begebenheit. Und sofort findet das Unheimliche im großen Toten sagenhafte Würdigung: man erinnert sich, dass Jenatsch vor zwölf Jahren zu Paris « in guter Gesellschaft » von Doktor Fry aus Kaiserstuhl geweissagt wurde, er werde eines gewaltsamen Todes sterben. War das nicht der einzig folgerichtige Ausgang dieses überhitzten Lebens? Konnte man noch behaupten, dieser Mann tue alles für sein Volk, da er sich seinem Volke so entfremdet hatte? Noch zur Zeit seiner Triumphe war es so weit, dass ihn zu Schleins die Weiber eines Tages steinigen wollten. Hassgedichte über ihn wurden unter der Hand herumgeboten. In einem lateinischen Epigramm heisst es, Eva habe Adam mit einem Apfel zur Sünde verlockt, was, fährt der Wortschütze frageweise fort, brachte Jenatsch zum Sündenfall? « Ambitia turpis, turpis avaritia ». Dem Volkshelden wurden seine Einkünfte vorgehalten. Sie erreichten allerdings eine Höhe, welche in der Schweiz die Schlichtheitsfanatiker in zarte Aufregung versetzt: Jenatsch hat in Chur ein Prachtshaus, daraufhin wohnt er — er ist Familienhaupt — in Davos, plötzlich kauft er in St. Gallen « Haus und Güter », das Ergebnis seiner diplomatischen Missionen aber war « ein überschwenkliche Summa barschaft ». Das verdross. Warum? Wäre das Bildnis nicht unvollständig, wenn nicht die Mammondämonie auch ihre Züge hineingegraben hätte? Man darf wohl nicht mit gewöhnlichem Maß hantieren, da an Jenatsch doch alles « weit übers Menschliche hinaus » geht. Was war das bisschen Lohn für ein schäbiges Entgelt gegenüber dem hochgespannten Gefühl, mit dem Würfelbecher um europäische Schicksale zu spielen! Nur *ein* Schweizer mag ähnliche Zustände unerhörter Hochspannung gekannt haben: Kardinal Schiner. Erst Österreich und Spanien zu nasführen, um sodann Richelieu hineinzulegen — es war keine Kleinigkeit; die Groß-

staaten betrieben ihre Angelegenheiten mit dem kleinen Bergland nicht im Halbschlummer, da es als Truppendurchschubgebiet nach dem deutschen Kriegsschauplatz von unerhörter Wichtigkeit war.

Einer war zu kasuistisch verschnörkelter Zielstrebigkeit aus Tausenden erwählt: Jenatsch, dieser schweizerische Ausbund von Kraft und Gerissenheit, ein Mischling aus Löwe und Katze. Er ist nie zu packen und festzulegen, seine Unterschrift sogar wechselt zwischen Jenatius, Genatio, Gianatio; doch wenn er sich an die Mächtigen wendet, bleibt er durchwegs der mit Hintergedanken überlegen spielende «devotissimo Servitor». —

Der historische Jenatsch, von dem Umrissfragmente zu zeichnen versucht wurden, und der Meyersche Jenatsch — sie sind sich im großen gleich. Meyer hat um die kalte Flamme, die in dem Unbändigen fraß, gewusst, und so gab er, da die Überlieferung Lücken weist, an menschlicher Blutwärme, wessen es bedurfte, um den Helden gefühlsmäßig als tragisch empfinden zu lassen. Was wissen wir von Jenatsch, außer seinen Taten! «Er war resolut und hertzhafft, grosz von leib und gemüth, in der religion aber unbeständig und curios.» Ein uneingeschränktes Ja ja sagte kaum einer zu diesem tausendfältigen Charakter. Jenatsch liebte die Heimat, — aber auch das Volk, das doch schließlich die Heimat ist? Meyer lässt ihn dasselbe lieben; «mich jammerte des Volkes», sagt Jenatsch zu Serbelloni. Jedoch auf eine fast abstrakt zu nennende Weise jammert ihn, denn seine Größe muss ihn zu einer Einsamkeit verdammen, in der ihn kein Gefühl mehr erreicht. Selbst wo er diese überwinden möchte, will er begehend das Unmögliche: die Tochter des erschlagenen Pompejus Planta. Seine furchtbar isolierte Existenz begreift man erst in dem Augenblick, wo er, der fast unumschränkte Herrscher, Lucrezia zu der politischen Mission gewinnt: «ich traue nur dir». Ist nicht das Schicksal des verwunschenen Mannes mit dem leuchtendsten Unstern vom Dichter in die letzte zwangsläufige Fügung verfolgt worden, indem er Jenatsch durch den einzig geliebten Menschen der letzten Erfüllung und Erlösung teilhaftig werden lässt? Gerade das, worin er hundert anderen gleicht, wird an ihm zum grauenvollsten Paradox und Widerspiel; er steht außerhalb aller Gesetzmäßigkeit auch im Menschlichen, und statt der ersehnten Hand empfängt er von ihr den Todesschlag. —

C. F. Meyer schenkt Jenatsch Bewunderung, um seine Liebe dem «edlen Herzog» Rohan zuströmen zu dürfen. In dem Verhältnis von Rohan zu Jürg spürt man Jenatschs kavalierhafte Bezauberungsgabe, eine Eigenschaft, die in historischer Beglaubigung charakterisiert wird als «Gewandtheit im practizieren und gemüether an sich ziehen». Eine mit menschlicher Elektrizität übergewöhnlich geladene Persönlichkeit stößt viele ab, aber erst nachdem sie über alle Widerstände hinweg angezogen hat. Woher Jenatsch das Hochgefühl eines gesteigerten Lebens in sich sog, die Bewusstwerdung seiner eigenen Dämonie, die Schicksalsgläubigkeit des aktivistischen Fatalisten, das lässt ihn Meyer in einem herrlichen Satz zu Werdmüller sagen: «Ihr missversteht mich kläglich, wenn Ihr meint, ich denke an die vom Boden abgelöste Persönlichkeit des einzelnen Mannes, wie sie entwurzelt und eigensüchtig sich herumtreibt, sondern

ich rede von der Menschwerdung eines ganzen Volkes, das sich mit seinem Geiste und seiner Leidenschaft, mit seinem Elend und seiner Schmach, mit seinen Seufzern, mit seinem Zorn und seiner Rache in mehreren, oder meinetwegen in *einem* seiner Söhne verkörpert und den, welchen es besitzt und be-seelt, zu den notwendigen Taten bevollmächtigt, dass er Wunder tun muss, *auch wenn er nicht wollte.*»

Er, der Wunder vollbracht hat, ist uns heute ein Wunder. Das rationale Begreifen vermag bis zu den ursächlichen Zusammenhängen seiner Taten vorzupirschen, weiter nicht; die Quelle der Taten, das Bewegende in ihm lässt sich nur ahnen. Alle losgelassenen Geister einer verhetzten Epoche tobten in dem einen Mann gegen den Genius seiner Nation; dieser zwang sie, ihm zu dienen und das Böse wollend Gutes zu schaffen, bis die schwere Mission erfüllt war, und er die sterbliche Hülle seines Knechtes Jenatius verließ, um auf Gletscherzinnen schwebend über Jahrhunderte hin den Nächsten zu erspähen, den ihm das Schicksal zu Größe und Vernichtung anheimgebe.

MAX RYCHNER



DEN BODENSTÄNDIGEN

Herr Otto v. Greyerz hat in diesen Blättern den Zürchern kürzlich recht energisch den Bernermarsch getrommelt, und Schwefel über dieses Gomorrah herabgefleht. Nun bin ich zwar kein Zürcher und brauche mich somit nicht betroffen zu fühlen, ganz im Gegenteil, als Basler

Aber *Wissen und Leben* ist ja eine Säule des Völkerbundsgedankens, und ein neutraler Turm in der Schlacht der Meinungen, und ich will ja auch gar nichts über Zürich oder gegen die Berner sagen. Sondern ganz im allgemeinen. Es gibt nämlich nicht nur Zürcher, die mit Besorgnis sehen, wie weite Kreise aus der Arche Noah ihrer Bodenständigkeit die Sintflut dieser Zeit auf dem Schwäbelpfyfli mit Röseligartenliedern begleiten. Nun wollen wir dieses Idyll gewiss nicht stören, aber ebensowenig haben wir Lust, in diese Arche einzu-steigen, und drum sei unsere Ablehnung auf alle mehr oder weniger freundlichen Einladungen einmal samt ihren Gründen ausgesprochen.

Man fordert Bodenständigkeit von uns: wer ist eigentlich befugt, Bodenständigkeit zu fordern, und was meint man damit? Ist es nicht im Grunde der Schullehrer-Standpunkt, der meint, die Sprache werde von der Grammatik regiert, während deren Regeln doch nur eine Abstraktion, ein Destillat des Verstandes aus der lebendigen, freien Sprache sind? Der Geist wehet von wannen er will, und die Sprache wandelt sich höchst selbstherrlich, und dann darf der Grammatiker feststellen, diese oder jene Änderung habe sich vollzogen. Derselben in allen Künsten. Auch Malerei und Architektur gehen ihre Wege, von innen heraus getrieben, und später einmal kann dann der Historiker buchen, diese und jene Leistung sei auf Schweizer Boden entstanden und sonst nirgends, und folglich sei sie schweizerisch. Der Begriff „bodenständig“ hat sich nach der Leistung zu richten, und nicht umgekehrt. „Bodenständig“ ist ein Registerbegriff, der sich anzupassen hat, er fasst prinzipiell nur das zusammen was war, das, was aus dem lebendigen Fluss des Werdens auskristallisiert ist, das Form Gewordene, Fertige, das eben darum erledigt, und unter den noch zu lösenden Problemen nicht mehr enthalten ist. Und auch Sümpfe und Altwasser sind